

Predigt über Apg 4,32-36
14.06.2020

„Meins, deins – das sind doch alles nur bürgerliche Kategorien!“

Ich stehe mit meiner Freundin in der Schlange an der Supermarktkasse. Der Mann vor uns hat gerade bezahlt und packt seine Einkäufe zusammen. Als er hektisch den Bon in seine Geldbörse faltet, rutscht sie ihm aus der Hand.

Die Euro-Münzen purzeln uns um die Füße. Wir wollen ihm beim Aufsammeln helfen, doch er winkt ab. Er steckt sein leeres Portemonnaie in die Manteltasche, murmelt diese Worte über „*meins und deins*“ und eilt davon. Und wir stehen da. Etwas perplex. Aber auch ziemlich erheitert und so gehen wir beschwingt mit unseren Einkäufen nach Hause in unsere WG.

Diese Situation habe ich erlebt, als ich noch in Göttingen studiert habe. Vielleicht erinnere ich mich deshalb so gut an sie, weil die Worte des Mannes gewissermaßen zu dem Motto unserer Wohngemeinschaft geworden sind. Wir schrieben sie sogar auf einen Zettel, den wir an unsere WG-Kasse klebten. Ohne sie großartig zu reflektieren, trafen sie einfach unser Gefühl. Wir teilten in dieser Zeit nicht nur unseren Kühlschranksinhalt und die Miete miteinander, sondern auch die schlaflosen Nächte vor den Prüfungen und natürlich auch die vielen sorgenfreien Momente des Studienlebens.

„Meins, deins – das sind doch alles nur bürgerliche Kategorien!“ – jahrelang dachte ich, Karl Marx hätte diese Worte gesagt. Bis ich erst jetzt als ich an der Predigt schreibe, feststelle, dass dieser Wortlaut von einem Känguru stammt: Der Schriftsteller Marc-Uwe Kling lässt in seinem Werk „Känguruchroniken“ ein kommunistisches Känguru für eine solidarischere Welt kämpfen. Dies tut es süffisant mit vollem Einsatz und nicht ganz uneigennützig. Das sprechende Beuteltier gründet komplett auf Eigeninitiative eine WG mit einem völlig unwissenden Kleinkünstler. Es klopft an seiner Tür, zieht ein und nimmt sich, was es braucht. Das ist seine Definition von Teilen. Nicht immer zur Freude des jungen Mannes – er hat eigentlich schon genug mit seinem eigenen Leben zu tun.

Diese Geschichte zeigt mir ebenso wie all meine persönlichen Erfahrungen, dass es mit dem Teilen nicht immer einfach ist. Wenn ich viel von einer Sache habe, fällt es mir leichter, etwas davon abzugeben. Sei es von einer riesigen Portion Nudeln mit Tomatensoße, Geld am Anfang des Monats oder manchmal wie in den letzten Monaten auch Zeit.

Ist das Gut allerdings knapp, dann wird das ein echtes Opfer und ich überlege es mir vermutlich zweimal ob ich ausgerechnet jetzt teilen möchte und vor allem auch mit wem.

Es ist nun mal ein Unterschied, ob ich meine Freunde zum Essen einlade oder ob ein fremdes Känguru an meiner Tür klopft.

Fakt ist aber auch, dass es in einer Gesellschaft ohne das Teilen nicht geht. Die einen häufen an, die anderen leiden Not – damit stehen wir Menschen vor einem Problem und seit Jahrtausenden zerbrechen sich die Klugen darüber ihre Köpfe. Sie schreiben ihre Gedanken und Lösungsansätze in dicke Bücher, Theorien über Theorien.

Trotzdem kommt es in unserer Realität immer an irgendeiner Stelle zu einer Verteilung, die uns ungerecht erscheint. Die Kluft zwischen arm und reich ist breit und tief. Das beobachten wir global, hier in Europa und an seinen Grenzen, in diesem Land, in dieser Stadt

und wahrscheinlich sogar in unserer Nachbarschaft. Wenn ich mich mit diesem Thema auf struktureller Ebene beschäftige, werde ich schnell mutlos. Es erscheint mir schier unmöglich, ein System zu erschaffen, indem sich alle Menschen gleich sind.

Ich habe für heute nicht in einem Geschichts- oder Philosophiebuch, sondern in der Bibel geblättert. Jesus machte sich keine theoretischen Überlegungen zu dem Thema – er lebte und handelte. Er ging ohne schweres Gepäck und damit auch ohne Eigentum seiner Wege. Und auch die Jünger, die ihm folgten, verließen ihre Familien und den bisherigen Beruf, lebten heimatlos und verzichteten auf Besitz.

Jesus starb. Stieg hinab in das Reich des Todes. Er stand auf von den Toten, setzte sich zur Rechten Gottes. Und unter den Menschen auf der Erde, die ihm gefolgt waren, veränderte sich einiges und ordnete sich neu.

In der Apostelgeschichte erfahren wir, wie die ersten Christinnen und Christen mit dieser Herausforderung umgegangen sind. Die allererste Gemeinde hatte sich nach Jesu Auferstehung in Jerusalem zusammengefunden. Pfingsten brauste der Heilige Geist in einem gewaltigen Wind herab und erfüllte die Herzen der Menschen.

Ich möchte Sie mit hineinnehmen in das, was danach geschah. Hinein in den Predigttext des heutigen Sonntags aus der Apostelgeschichte. Ich lese die Verse 32 bis 36 aus dem 4. Kapitel:

All die vielen Menschen, die zum Glauben an Jesus gefunden hatten, waren ein Herz und eine Seele. Niemand von ihnen betrachtete etwas von seinem Besitz als persönliches Eigentum. Alles, was sie besaßen, gehörte ihnen gemeinsam.

Mit großer Kraft und bestätigt durch Wundertaten bezeugten die Apostel Jesus als den auferstandenen Herrn, und für alle sichtbar lag ein großer Segen auf der ganzen Gemeinde.

Es gab unter ihnen niemand, der Not leiden musste. Denn die in der Gemeinde, die Grundstücke oder Häuser besaßen, verkauften sie, wenn es an etwas fehlte, brachten den Erlös herbei und legten ihn vor die Füße der Apostel nieder. Das wurde dann unter den Bedürftigen verteilt.

Ein Herz und eine Seele. Die Menschen in der Urgemeinde teilten bedingungslos alles miteinander, sodass niemand Mangel erleiden musste. Das klingt ganz nach „Mein ist dein“. Das klingt paradiesisch.

Dieser Zustand blieb aber nicht so. Ich blättere weiter und schon im nächsten Kapitel kommen alternative Lebenskonzepte zur Sprache. Und auch aus den Paulusbriefen wissen wir, dass es in den ersten Gemeinden sehr wohl Konflikte zwischen Armen und Reichen und keine verpflichtende Güterteilung gab. Es herrschten keine paradiesischen Zustände, sondern viel Missstimmung und Streit. Auseinandersetzungen über Besitz und Armut waren da nur ein Thema aus vielen.

Ich glaube nicht, dass diese Geschichte weitergetragen und schließlich aufgeschrieben wurde, damit Menschen in Zeiten wie unseren alles stehen und liegen lassen und zurückkehren zu den urgemeindlichen Verhältnissen. Ich lese diese Geschichte nicht wie einen allgemeingültigen und strukturellen Lösungsansatz für all unsere Probleme.

Sondern als ein Beispiel dafür, welche Kraft der Heilige Geist freisetzen kann, wenn er einschlägt. Wie sich das schwarz und weiß all der Gedanken und Theorien in ihm auflöst und in ein lebendiges pfingstroses Handeln aus Herz und Seele verwandelt. Wie er ein Gefühl freisetzt, das nichts weiß von mein und dein und starren Vorschriften des Teilens.

In dem biblischen Text lesen wir mit keinem Wort, dass die Menschen teilen mussten. Sondern schlicht und ergreifend, dass sie es taten. Sie teilten nicht, um den Himmel auf die Erde zu holen oder weil es ihnen irgendjemand befohlen hätte. Sie waren in ihrem Miteinander ein Herz und eine Seele und konnten einander nicht anders denken. Sie vertrauten in diese Verbundenheit ohne die Frage nach richtig und falsch, dem passenden Zeitpunkt oder gar die nach der Bedürftigkeit zu stellen.

Sich immer wieder aufeinander zu bewegen, auch wenn Streit und Konflikte Gräben reißen. Gemeinsam aus den Quellen der Hoffnung trinken. Hände ausstrecken und ergreifen. Den zu teilenden Besitz weiter fassen als in Privateigentum und Geld erschöpft zu sehen. Ich glaube, das bedeutet es, in der bleibenden Wärme des Auferstandenen ein Herz und eine Seele zu sein. Aus der Kraft des Geistes zu leben und zu handeln.

Wir heute hier und jetzt brauchen politische Strukturen, die Verteilung regeln und Gerechtigkeit ermöglichen. Das ist kompliziert und lange noch nicht perfekt. Darüber muss gesprochen, darum muss gerungen, daran muss weitergearbeitet und vieles muss aufgearbeitet werden. In Zeiten der Globalisierung, wo das Reichtum der einen oft durch Ausbeutung der Anderen zustande kommt und in einem Land wie diesem, das an Unterdrückung und Gewalt und Kolonisierungsgeschichte einiges auf dem Kerbholz hat sowieso.

Genauso brauchen wir aber auch Vertrauen in unsere Wirksamkeit und Verbundenheit vor Ort. Geschichten und Worte, die uns dazu ermutigen, den Blick zu heben. Die uns daran erinnern, dass das Teilen auch ganz unkompliziert sein kann. Ich will hier nicht aufrufen zum blinden Aktionismus. Aber ich glaube, dass wir sehr oft genau wissen und spüren, was wir als Menschen dieser Erde, dieser Stadt und dieser Gemeinde füreinander tun können. Dafür brauchen wir nicht viel. Eigentlich haben wir schon alles.

Ich würde die Worte über meins und deins nicht nochmal auf eine Spardose kleben. Aber mit einer kleinen Veränderung stehen sie mir immer noch als stärkendes Motto zur Seite:

„Meins und deins – Gottes Geist ist mit uns.“

So können selbst ein kommunistisches Känguru und ein kleinkariertes Kleinkünstler dieselbe Sprache sprechen.

Amen.